

Helmut Bock

Des sterblichen Dichters unsterbliche Utopie

„Die Revolution ist noch eine und dieselbe, wir haben erst den Anfang gesehen...“

[Zum 140. Todestag Heinrich Heines] *

Wohlstand, Zufriedenheit, geruhsames Überleben sind für Mitstreiter von letztlich gescheiterten oder mißratenen Revolutionen selten der Lohn ihrer Mühen gewesen. Mit dieser Bemerkung blicke ich in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück und ersuche auch Sie, sich auf den Standort alternativ denkender Zeitgenossen zu begeben - zwischen die Horizonte der gelebten historischen Wirklichkeit.

Hoffnungen und Chancen der Revolution waren vertan. Die Liberalen der Frankfurter Nationalversammlung hatten die Fahne der deutschen Erhebung, die schwarzrotgoldene Trikolore der „Freiheit“ und „Einheit“, eigenhändig niedergeholt. Niedergeworfen hingegen waren die Demokraten und Volksrevolutionäre, die zuletzt für Deutschlands bürgerliche Verfassung noch einmal zu den Waffen gegriffen hatten. Jetzt herrschten wieder „Ruhe und Ordnung“. Friedhofsstille á la Prusse: Die Pulverdämpfe der Exekutionskommandos verraucht. Die Toten verscharrt. Ihre Streitgenossen hinter Gitter gesperrt. Oder nach Frankreich, der Schweiz, alsbald weiter nach England und über den Atlantik vertrieben. Wie ehemals ratschlagten und intrigierten die Abgesandten der deutschen Länder im Bundestag.

Da sprach einer in der allgemeinen Misere mit Worten, die sein eigenes Schicksal ausdrückten, zudem genau den Nerv aller damaligen wie späteren Streiter für Menschenrechte, Völkerfreundschaft, Weltbürgertum trafen:

„Verlor'ner Posten in dem Freiheitskriege,

* Vortrag, gehalten vor dem Plenum der Leibniz-Sozietät am 15. Februar 1996.

Hielt ich seit dreißig Jahren treulich aus.
 Ich kämpfe ohne Hoffnung, daß ich siege,
 Ich wußte, nie komm' ich gesund nach Haus.
 [...]

 Ein Posten ist vacant! - Die Wunden klaffen -
 Der Eine fällt, die Andern rücken nach -
 Doch fall' ich unbesiegt, und meine Waffen
 Sind nicht gebrochen - Nur mein Herze brach.“¹

Nach dem Scheitern der bürgerlich-demokratischen Revolutionen von 1848 sind dies die Zeilen eines Dichters, der die umstrittenste Persönlichkeit der „Linken“ gewesen und nun von sich sagt, daß er Deutschlands letzter Romantiker, aber auch und mehr noch: erster Poet der „Moderne“ sei.

1. Vom Elend des Utopisten

Schon im vierten Jahr liegt Heinrich Heine auf dem Krankenbett in Paris - wohl wissend, daß er sich niemals mehr erheben wird. Verehrer, die ihn besuchen, erleben draußen die Stadt nach wie vor als die Weltmetropole: ein Gewimmel von Menschen, Kutschen und Pferdeomnibussen, von bunten Läden, Restaurants und Theatern, während hoch über den pulsierenden Boulevards, dem Meer von Dächern, Schornsteinen und Turmspitzen sich noch immer die Windmühlen des Montmartre drehen. Nur in den altstädtischen Arbeitervierteln, wo im Juni des Revolutionsjahres die Straßenschlacht tobte, stehen düstere Ruinen, stürzen Mauern, häufen sich Steine und Schutt. Spitzhacke und Brechstange schleifen die Häuser und Gassen des „roten Pöbels“, die Festungen der Volksinsurrektion, um dort Freiraum und Sicherheit für wohlsituierte Bürgerquartiere mit breiten, schnurgeraden Straßen zu schaffen. Und in den traditionellen Vierteln der Reichen blickt aus den Schaufenstern das maskenhafte Gesicht mit den steifgewichsten Schnurrbartspitzen: Louis Napoléon, Enkel des großen Bonaparte, der soeben nach erneuten Unruhen zum Präsidenten der krisenreichen zweiten Republik Frankreichs gekürt worden ist. - Wer nun dieses Paris hinter sich läßt und in der Rue d'Amsterdam, Nr. 50, die Stiege hinaufsteigt, gelangt in ein kleines, ärmliches Zimmer mit Hinterhofenster, wo Deutschlands größter zeitgenössischer Dichter mit gelähmten Beinen und Gesichtsnerven, fast blind, bis zum Skelett abgezehrt, seit Jahr und Tag seinen Tod erwartet.

Gar manchen packt das Entsetzen, so daß er nicht wiederkehrt. Vertrauten Besuchern, die ihren Schreck überwinden, gesteht Heine zuweilen, daß er jetzt nur noch in seiner Vergangenheit lebe, über die er schreiben und dichten möchte, daß aber Schmerzen und noch schlimmere Anfälle seine Vorsätze meist zunichte machen. Er spricht von finsternen Nächten, in denen ihn Selbstmordgedanken beschleichen und daß nur die Achtung vor der alten Mutter in Hamburg, auch die Sorge um Frau Mathilde, die nicht sonderlich Lebenstüchtige, ihm Kraft bis zum Letzten verleihe. Was er mit Selbstironie als sein „Geflenne“ bezeichnet, ist keineswegs bloß Ichbezogenheit in der Krankheit. Vielmehr empfindet er im eigenen Unglück das arge Schicksal noch anderer Gestalten der deutschen Literatur. „Denken Sie“, sagt er mit gepreßter Stimme zu Alfred Meißner, „an Günther, Bürger, Kleist, an Hölderlin und den unglücklichen Lenau! - Es liegt doch ein Fluch auf den deutschen Dichtern!“²

Selbst in seiner Not aber bleibt Heine ein Spötter, der sich über sein Leiden erhebt. Er halte sich für ein „Versuchstier“, pflegt er zu sagen, an welchem Gott seine physiologischen Experimente mache. In Wirklichkeit ist er das Objekt seiner Ärzte, die alte und neue Heilkünste an ihm erproben: Sie reichen Strychnin als Mittel gegen die Lähmung, filtern Opium und Morphinum durch eine offengehaltene Halswunde, pressen glühende Dochte auf seinen Rücken, reizen die Lendenwirbel mit erhitzten Eisen. Das alles natürlich gegen Honorar! - wodurch sich auch an Heine erweist, wieviel kostspieliger das Sterben eines Kranken als das Leben eines Gesunden ist.

Seine materielle Lage ist jetzt, da er kaum Neues produzieren kann, dürftig. Geld spenden nur die Hamburger Verwandten, die durch eine letztwillige Verfügung des Onkels und Bankiers Salomon Heine in der Pflicht stehen. Verleger Campe dagegen hat seinem Erfolgsautor jahrelang nichts gezahlt - und die Pension, die das Außenministerium der Julimonarchie ihm zusammen mit anderen Schriftstellern und Künstlern, Gelehrten und Politikern zukommen ließ, ist von der republikanischen Februar-Regierung gestrichen worden. Heine weiß, wie sehr die Veröffentlichung der Pensionsliste und damit seines Namens die Franzosenfresser jenseits des Rheins, aber auch die diesseitigen Republikaner und Kritiker des verflorbenen Bürgerkönigtums gegen ihn aufgebracht hat. Doch über mancherlei Erdschwere scheint er tatsächlich hinaus zu sein: Nicht der König Louis-Philippe, sein Regime im engeren Sinne, habe damals gezahlt. Die Pension, meint er gelassen, sei das „große Al-

mosen“ gewesen, welches das französische Volk an viele Tausende von Fremden spendete, die sich „durch ihren Eifer für die Sache der Revolution in ihrer Heimat kompromittiert“ hatten.³

Färbt Heine hier schön? Ist die Pension vielleicht doch ein Maulkorb gewesen, der kritische Stimmen stillmachen sollte und also auch Heine, den Parteigänger der Julirevolution von 1830, bald aber unbequemen Beurteiler des „Juste-milieu“, zum Schweigen gebracht hat? Doch andererseits: Darf man jenen Eiferern glauben, die jetzt unter dem Schutz der Konterrevolution in Heine einen „Zyniker“, „Wüstling“ und „Juden“ verhöhnen, der endlich ins verdiente Siechbett gefallen - und überhaupt ein vom Ausland besoldeter „Vaterlandsverräter“ sei?

Heine ist politischer Charakter genug, um sein Eigenes wiederum mit der mißlichen Situation in Deutschland und Europa zu verbinden. „In demselben Maße wie die Revolution Rückschritte macht, macht meine Krankheit die ernstlichsten Fortschritte[...]. Gestern Abend glaube ich definitiv zu sterben“, schreibt er am 28. Januar 1852 an Campe.⁴ Zwei Wochen später - die Häupter der demokratischen Opposition, darunter Victor Hugo, werden nun auch in Frankreich verfolgt und ausgewiesen - lautet der Brieftext an Kolb, den Chefredakteur der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“: „Die schönen Ideale von politischer Sittlichkeit, Gesetzlichkeit, Bürgertugend, Freyheit und Gleichheit, die rosigen Morgenträume des achtzehnten Jahrhunderts, für die unsere Väter so heldenmüthig in den Tod gegangen, und die wir ihnen nicht minder martyrthumssüchtig nachträumten - da liegen sie nun zu unseren Füßen, zertrümmert, zerschlagen, wie die Scherben[...].“⁵

Das ist Klage des Dichters, der sich 1830, vor gut zwei Jahrzehnten noch, einen „Sohn der Revoluzion“ genannt hat. „Ganz Freude und Gesang, ganz Schwert und Flamme“ hat er sein wollen - Sänger und Streiter für die „Lehre der Freyheit und Gleichheit“, die „Offenbarung der Vernunft“, die er auf der Siegesbahn allgemein-menschlicher Emanzipation und volksverbundener Demokratie fortzuschreiten glaubte. Seine Verse und Prosazeilen nichts weniger als „gefeyte Waffen“ für ebendieses große Ziel: „Worte gleich flammenden Sternen, die aus der Höhe herabschießen und die Paläste verbrennen und die Hütten erleuchten!“⁶ Jetzt aber, nach den Niederlagen der demokratischen Revolutionäre und der verelendeten Proletarier, nach dem Verbot aller Opposition und der Arbeitervereine in Deutschland, gar Frankreich, spiegelt die Not der

Matratzengruft mit Überschärfe den Verlust der Hoffnungen wider - die Verfinsterung einer Utopie, die sich bis 1848 noch immer an die menschheitliche und weltbürgerliche Verheißung „Liberté! Égalité! Fraternité!“ knüpfte.

Schon wenige Monate nach dem Pariser Bürgerkrieg, in dem das Frankreich der Eigentümer jenes andere Frankreich der für Lohn Arbeitenden und Arbeitslosen niederkartätschte, hat Heine auf die befremdliche Kluft zwischen Worten und Wirklichkeit gewiesen: auf die Wesensverschiedenheit zwischen deklariertes „Volkssouveränität“ und herrschender Bourgeoisie. Mit blanker Ironie blickt er auf die Gewinner der Februar-Revolution und Sieger der Juni-Insurrektion, die Nutznießer der zweiten Republik. Er rügt den Mangel an bewußten, von Gesinnungen der „Freiheit“ und „Gleichheit“ erfüllten Republikanern. „Die Republik ist nichts weiter als ein Namenswechsel, ein revolutionärer Titel. Wie könnte sich diese korrupte weibische Gesellschaft so schnell verwandeln? Geld machen, Ämter erhaschen, vierspännig fahren, eine Theaterloge besitzen, aus einem Vergnügen ins andere jagen war bisher ihr Ideal. Wo hätten diese Menschen ihren Vorrat von bürgerlichen Tugenden bisher so sorgfältig versteckt? Paris, glauben Sie mir, ist gut napoleonistisch - ich meine, hier herrscht der Napoleond'or.“⁷ Das goldene 20-Franken-Stück als Sinnbild einer bürgerlichen Gesellschaft - ohne die Staatsbürger-tugenden des Citoyen! Angesichts solcher Voraussetzung hat der Daniederliegende seinem Besucher den spöttischen Rat gegeben: „Verzichten Sie auf die Republik, denn es gibt keine Republikaner!“

Wofür jetzt noch leben?

„Verflucht langsam“ sterbe er, heißt es an Kolb, aber er fühle den „täglichen Grabesfortschritt“.⁸ So vergehen die Tage, die noch böseren Nächten. Heine glaubt, wie die meisten Ärzte, daß sein physisches Leiden die Spätfolge einer syphilitischen Ansteckung sei. Doch während sein Leib verfällt, arbeitet sein Hirn hellwach und präzise, so daß spätere Mediziner auch eine endogene, die Körpermotorik lähmende Lateralsklerose diagnostizieren. Eine soeben bei Metzler erschienene Monographie dagegen nennt Tuberkulose als ursächlich für Heines lebenszeitliche Krankheitsgeschichte.⁹ Denkt man aber hinzu, daß der Dichter seit je ein geistig hart Arbeitender gewesen ist, der nur einem beschränkten Geschäftsverstand als ein müßiger Schögeist und Weltenbummler erschei-

nen konnte, so mag erklärlich sein, was unter den obwaltenden Umständen gleichwohl als Überraschung anmutet. „[...]In meinem Geiste formirt sich ein Buch“, so schreibt er am 7. Juni 1852 an seinen Verleger, „welches Blüthe und Frucht, die ganze Ausbeute meiner Forschungen während einem Vierteljahrhundert in Paris sein wird, und wo nicht als Geschichtsbuch, doch gewiß als eine Chrestomathie guter publicistischer Prosa, sich in der deutschen Literatur erhalten wird.“¹⁰

Seit dem Vorjahr schon hat er Kolb um die Rückgabe seiner Manuskripte gebeten, die 1840 bis 1843 für die Augsburger „Allgemeine Zeitung“ geschrieben, dort aber nur unter den Zwängen der Zensur, daher oftmals verstümmelt oder gar nicht erschienen sind. Weil Kolb säumig ist, die Texte zum Teil auch nicht findet, recherchiert Reinhardt, Heines junger Sekretär, die Zeitschriftenbände in der Bibliothèque Royal. In der Tat ist Heine selbst bereits bei der Arbeit.

Doch was heißt hier „Arbeit“? Was bedeutet für ihn „Schreiben“? Es wäre wohl schon genug, gegen die immerwährenden Rückenmarkschmerzen seine Denkfähigkeit zu konzentrieren. Doch wenn er sehen, seine alten Manuskripte lesen will, muß er das gelähmte Augenlid mit dem Finger hochschieben, und die Sehkraft reicht dann auch nur für kurze, großgeschriebene Texte. Er muß sich vorlesen lassen. Seine Hand aber verweigert die Schreibfunktionen. Er muß diktieren. So prüft und korrigiert er seine Texte kaum mehr sehend, schafft er gleichsam mit einem inneren Auge und dem Gehör. Dabei stört ihn der alltägliche Lärm von draußen, das Stimmengewirr, das Hämmern und Pochen. Meißner, der ihn in dieser Zeit besucht, hört das entnervende Geklimper mehrerer Pianistinnen, die von früh bis spät „schreckliche Modemusik“ einstudieren, während doch der um Sammlung ringende Poet seine eigenen, von Schubert, Mendelssohn, Robert Schumann komponierten Lieder, die in deutschen Konzertsälen und Bürgerstuben erklingen, niemals selbst zu hören bekommt. Trotz alledem - die Arbeit an den alten Manuskripten schreitet voran.

Dann aber ist Campe der Mann, der seinen Autor alles andere als beflügelt. Er, der anfangs zur Eile anspornte, feilscht um das Honorar, verweigert den Autorenvertrag, sucht Ausflüchte und nennt den herandrohenden Krimkrieg ein literaturmarktliches Hemmnis. Heine, der für Geld arbeiten muß, fürchtet um seine materielle Schreibmotivation, schränkt dennoch seinen Honorarvorschlag ein und drängt die in Hamburg unterhandelnden Brüder zur Nachgiebigkeit: „Nur gleich abge-

schlossen.[...]Ich bin zu krank, um mit Campe Krieg führen zu können.[...]Meine Krankheit macht täglich mehr Kosten, und ich spare nichts.“¹¹ Seine Frau Mathilde, der Haushalt, die Ärzte, die Pflegerin, der Sekretär - alle erhalten Heines labile Lebens- und Arbeitsfähigkeit, alle benötigen aber auch Geld. Mit dem, was er hat, beteiligt er sich zusehends an Finanzspekulationen. Er beauftragt den in Paris tätigen Bankier Julius Homberg beständig mit dem Aufkauf und Verkauf von Wertpapieren, Obligationen für Grundstücke, vor allem Eisenbahnaktien für die Linien Paris - Straßbourg und Paris - Rouen. Mal verliert er sein Geld, mal gewinnt er hinzu. Unter allen diesen Umständen jedoch weiß Heine im Herbst 1852, daß die Herstellung seines für Oktober versprochenen Buchmanuskripts dauern wird, er also seinen Lebensatem verlängern muß.

Erst im Januar 1854 bietet Campe seine „Versöhnung“ an, was soviel wie Vertragsabschluß bedeutet. Heine hat kleinere Arbeiten mit Erfolg in der „Revue des Deux Mondes“ publiziert, die jetzt von deutschen Blättern nachgedruckt werden, und in Brüssel, Amsterdam, Philadelphia erscheinen ohne sein Zutun die früheren großen Schriften als Raubdruck. Verleger und Autor einigen sich endlich. Der Kranke rafft wiederum seine Kräfte zusammen. Anfang Oktober desselben Jahres erscheint dann in Hamburg eine dreibändige Ausgabe „Vermischter Schriften“: Heines memoirenhafte „Geständnisse“ im ersten Band, im zweiten und dritten hingegen „Berichte über Politik, Kunst und Volksleben“ unter dem Haupttitel „Lutezia“ - nach dem lateinischen Ortsnamen Lutetia Parisiorum.

Ein Zeitalter wird besichtigt! So könnte das Ganze, vergleichend mit dem späteren Heinrich Mann, wohl auch genannt werden. Indem sich der Blick des Literaten auf Frankreich, nebenbei auf England richtet, erstet ein Bild von bürgerlicher Gesellschaft und von Staatsverhältnissen, die in Westeuropa jüngste Vergangenheit und bis auf den Tag frühe „Moderne“ sind - jedoch morgen schon eine Gegenwart auch in Deutschland sein werden. Grund genug, denkt der Verfasser, diese Texte, in denen „nicht bloß amüsiert, sondern auch gelehrt“ wird, als einen „geistigen Schatz“ für erwählte Leser, besondere Adressaten, geschrieben zu haben: „für die Erwecker des politischen Lebens in Deutschland“.¹²

Was aber bestimmt nun die historische Rückschau, die für heute und morgen gut sein möge? - Als Heine nach einem passenden Untertitel der „Lutezia“ noch suchte, hat er an Berichte aus der „Glanzperiode des parlamentarischen Regimentes“ gedacht.¹³ Er wollte den staatsrechtlichen Leitbegriff der „konstitutionellen Monarchie“ meiden und mit ironisch-genauer Sicht auf das Frankreich der vierziger Jahre ausdrücken, daß zwischen dem König und dem Parlament ein Zweikampf bestand, wobei die Abgeordneten danach trachteten, die faktische Macht an sich zu reißen. Doch hätten sich beide derart geschwächt, daß sie 1848 „fast gleichzeitig zu Boden“ fielen, also dem „glorreichen Lumpengesindel der Februartage“ keinen Heldenmut abnötigten, um das Julikönigtum zu stürzen. Diese konzeptionelle Idee bezeugt, wie sehr der Verfasser seine Berichte auf die Revolution bezogen hat, die selbst freilich nicht Gegenstand der Darstellung ist. „Ich habe nicht das Gewitter, sondern die Wetterwolken beschrieben, die[...]schauerlich düster heranzogen“, sagt er im einleitenden Text, dem „Zueignungsbrief“ an den Fürsten Pückler-Muskau.¹⁴ Doch es sind Heines aktuelle Erfahrungen der Revolution und der Nachrevolutionszeit, zumal sein Wissen vom inzwischen erfolgten Abbruch der zweiten Republik Frankreichs, die die Reprise bestimmen. Der Staatsstreich des Louis Bonaparte, schließlich seine Krönung zum Kaiser Napoléon III. (Dezember 1852) haben die Erbmonarchie wiederhergestellt. Die vertiefte Einsicht, daß der Staat auf neuaristokratische Weise und die bürgerliche Gesellschaft keineswegs gemäß den Verheißungen von 1789 gestaltet sind, prägt die Erinnerungen an Staat und Gesellschaft der Julimonarchie.

Heine hat die alten Papiere, soweit sie verfügbar, stark überarbeitet und vieles neu geschrieben. Eine „Hundearbeit“ sei es gewesen, auch des „Hinzuschmiedens von etwa acht bis zehn Bogen“, damit das Werk „artistisch vollendet und mit den Zeitfragen im Einklang“ erscheine.¹⁵

3. Staat und bürgerliche Gesellschaft

Die also geprüften und aktualisierten „Lutezia“-Berichte beginnen mit dem 25. Februar 1840. Sie reflektieren sogleich die einstigen Staatsverhältnisse, die widersprüchlichen Beziehungen zwischen Monarch und Parlament. Der Bürgerkönig Louis-Philippe, von dem wir wissen, daß ihn Daumier als „la poire“, die „Birne“, karikiert hat, läßt unter dem „lächelnden Fleisch“ seine geheimen Machtwünsche nicht erkennen, ist

stets auf der Hut, keinen unliebsamen Vergleich mit seinen Ahnherren, den altaristokratischen Bourbonen, aufkommen zu lassen. Die parlamentarische Kammer dagegen ist der „angreifende Teil“, der beispielsweise das verfassungsmäßige Recht des Königs, seine Minister zu ernennen, im Namen des Liberalismus usurpiert hat. Doch diese Rivalität in der konstitutionellen Monarchie Frankreichs ist geeignet, gar manchen Zeitgenossen nur auf die vordergründig bewegte Staatsbühne blicken und dabei vergessen zu lassen, daß die beiden Kontrahenten eine neue Aristokratie repräsentieren, nach deren Grundmotiv sie gar nicht verschieden sind. „[...]Sie wollen“, schreibt Heine, „wahrlich keine Republik, diese edlen Geldritter, diese Barone der Industrie, diese Auserwählten des Reichthums, diese Enthusiasten des ruhigen Besitzes[...]“.¹⁶

Daß es die materiellen Interessen der reichen Bourgeoisie, insbesondere der Finanzaristokraten sind, die Frankreichs Staatswesen und Politik beherrschen, offenbaren die „Lutezia“-Texte von Anfang bis Ende. Dabei setzt Heine seine Ironie als ein Stilmittel der Distanzierung ein. Bei Gelegenheit der Wahlen zur französischen Nationalversammlung von 1842 lautet der bis heute aktuell gebliebene Kommentar: „In einem Lande, wo die Eitelkeit so viele eifrige Jünger zählt, wird die Zeit der Deputiertenwahl immer eine sehr bewegte sein. Da die Deputation aber nicht blos die Eigenliebe kitzelt, sondern auch zu den fettesten Aemtern und zu den einträglichsten Einflüssen führt; da hier also nicht blos der Ehrgeiz, sondern auch die Habsucht ins Spiel kommt; da es sich hier auch um jene materiellen Interessen handelt, denen unser Zeitalter so inbrünstig huldigt: so ist die Deputirtenwahl ein wahrer Wettlauf, ein Pferderennen[...]. Manches edle Roß, dem der feurigste Schlachtmuth aus den Nüstern schnaubt und Vernunft aus den Augen blitzt, muß hier einem magern Klepper nachstehen, der aber zu Triumphen auf dieser Bahn ganz besonders abgerichtet worden.[...]Nur die dressirte Mittelmäßigkeit erreicht das Ziel.“¹⁷ Wahlen zur Nationalrepräsentation und Parlamentsstreitigkeiten, die Ausdrucksformen des liberalistischen Konstitutionalismus, stehen immerhin für moderne Staatlichkeit auf der breiteren Grundlage bürgerlicher Gesellschaft. Was in Frankreich, länger schon in England, eine Wirklichkeit und somit kritisch zu beurteilen ist, bleibt für Deutschland vor und nach 1848 noch immer ein Ziel verfassungspolitischer und nationaler Bestrebungen. Das Thema ist also wesentlich.

Doch der Konstitutionalismus gilt für Heine nicht als der Inbegriff seines Zeitalters. Es ist vielmehr ein technisch-zivilisatorisches Phänomen, das

er mit dem weltgeschichtlichen Rang der Entdeckung Amerikas, der Erfindung des Schießpulvers und der Kunst des Buchdrucks gleichsetzt: „Die Eisenbahnen sind wieder ein solches providenciellcs Ereigniß, das der Menschheit einen neuen Umschwung giebt[...]; es beginnt ein neuer Abschnitt in der Weltgeschichte, und unsre Generation darf sich rühmen, daß sie dabei gewesen.“¹⁸ Goethes Wort vom „Dabeigewesensein“ in der Stunde weltgeschichtlicher Neugeburt, angeblich ausgesprochen auf dem Schlachtfeld von Valmy (1792), wird hier aufgegriffen, um die epochale Bedeutung der Eisenbahnen zu bestimmen. Das aber ist nicht bloß enthusiastisch gemeint. Während die große Menge betäubt die dampfenden und dahinjagenden Lokomotiven, das Äußere der neuen Bewegungsmächte anstarrt, erfasse den Denker ein „unheimliches Grauen“, wie man es immer empfinde, wenn das Ungeheuerste in seinen Folgen unberechenbar sei. „Welche Veränderungen müssen jetzt eintreten in unsrer Anschauungsweise und in unsern Vorstellungen! Sogar die Elementar begriffe von Zeit und Raum sind schwankend geworden.“ Die menschliche Existenz werde „fortgerissen“, ja „fortgeschleudert“ in neuartige Verhältnisse - was sowohl verlockend als auch beängstigend sei. Tatsächlich verkörpern die frühen Lokomotiven und Dampfschiffe, die mit zyklischer Kraft wirkenden Vehikel der Industriellen Revolution, jene Schwelle der Menschheitsgeschichte, von welcher der zivilisatorische Sprung über den ganzen Erdball erfolgt ist - bis heute sogar der Höhenflug in Atmosphäre und Kosmos mit allen Triumphen, Wagnissen, Bedrohungen der Menschheit. Heine, der diese Folgen nicht wissen kann, erkennt aber die Schwelle und hegt Ahnungen.

Zum Umsturz von Raum und Zeit, der traditionellen Maße des Seins und der Bewegung, kommt noch ein anderes: Der Mann, der sich selbst ein Leben lang als ein Streiter für „Freiheit“ und „Gleichheit“ auffaßt, beobachtet die materielle Aneignung des Eisenbahnwesens in der bürgerlichen Gesellschaft. Die Finanzaristokratie, die die „Liberté“ ihrer Geldgeschäfte in Frankreich aus den siegreichen bürgerlichen Revolutionen herleitet, aber der politisch-sozialen „Égalité“ durchaus widerstrebt, bildet Aktiengesellschaften, um die für den Bahnbau benötigten Kapitalien einzutreiben. Die Kapitalakkumulation erfolgt in den Händen derer, die in den Aufsichtsräten, den „Comités de surveillance“, den Ton angeben - und denen bald nicht mehr nur das Schicksal des Eisenbahnwesens gehorchen wird. „[...]Das Ruder, das ihren Händen einst anheimfällt oder zum Theil schon anheimgefallen, [...]es ist das Staatsruder, dessen sich die herrschende Geldaristokratie täglich mehr und mehr bemächtigt.

Jene Leute werden bald nicht sowohl das comité de surveillance der Eisenbahn-Societät, sondern auch das comité de surveillance unserer ganzen bürgerlichen Gesellschaft bilden [...].¹⁹

Der Allgemeinplatz, daß Geld die Welt regiert, verdichtet sich hier zur Bezeichnung einer Allmacht von Kapitalisten, die sich mit der Gesellschaft auch den Staat unterwerfen. Das öffentliche Denken und Verhalten werde ohnehin schon von ihnen influenziert - ganz anders als im rückständigen Deutschland. Gewahrt nämlich Heine in seinen von der Zensur verstümmelten Artikeln der „Allgemeinen Zeitung“ noch immer die Faust fürstlicher Polizeistaatlichkeit, so offenbart sich die Herrschaft über den Geist in Paris allein als die Macht des Geldes. Das gilt zumal für die Zeitungen, die vielbeschworene „vierte Gewalt“ neben Montesquieus Dreieheit der bürgerlich-liberalen Gewaltenteilung. Die französische Tagespresse sei Ausfluß einer „Oligarchie“, keiner „Demokratie“. „Es sind gewöhnlich Capitalisten oder sonstige Industrielle, die das Geld herschießen zur Stiftung eines Journals[...].“²⁰ Sie bestimmen die Richtung des Blattes, wobei auch schon der dirigistische Einfluß politischer Parteien seinen Schatten vorauswirft: „Angewiesen auf die Ausbeutung der vorhandenen Parteien oder des Ministeriums, gerathen die Journale in eine beschränkende Abhängigkeit, und was noch schlimmer ist, in eine Exklusivität, eine Ausschließlichkeit bei allen Mittheilungen, wogegen die Hemmnisse der deutschen Censur nur wie heitere Rosenketten erscheinen dürfen.“²¹ Denn sobald einer Ideen vertreten wolle, die nicht banale Parteifragen, sondern die „Sache der Menschheit“ beträfen, gebe die Redaktion mit ironischer Höflichkeit ihren Bescheid: „Cela n'entre pas l'idée de notre journal.“ - Das also passe nicht zur Idee der Zeitung. Eine Verhöhnung „genialer Denker und Weltbürger“! so lautet Heines Kommentar. Obwohl also die liberalistische Verfassung einem jeden Staatsbürger das Recht zubilligt, seine Gedanken durch Druck zu verbreiten, existiert tatsächlich keine Pressefreiheit.

Das Geldverhältnis von Geist und Macht bedrückt insbesondere den freischaffenden Künstler. Noch aus der Generation Goethes konnten etliche Dichter und Gelehrte, Bildhauer und Architekten, Komponisten und Musiker, sofern sie keine Rebellen und überhaupt als Künstler anerkannt waren, unter die Fittiche fürstlichen Mäzenatentums gelangen - keine Idylle, aber eine Chance für Ansehen und Auskommen. Die Kunstschaffenden der bürgerlichen „Moderne“ hingegen sind ausschließlich Produzenten in der arbeitsteiligen Warenwelt. Viele empfinden ihre materielle

Abhängigkeit vom Kunst- und Literaturmarkt als ihrer Schöpfung we-
sensfremd, sogar als kunstfeindlich und nur selten existenzsichernd. Ist
doch nicht Kunstsinn, sondern unternehmerisches Kalkül, pures Ge-
schäftsgebaren, was die Gesellschaft der freien Konkurrenz beseelt und
bewegt. Heines Berichte über Literatur und Theater, Malerei und Musik
illustrieren beständig den Wesenszug, den er an Gegenständen der Poli-
tik ohnehin ausstellt: „[...]das Geld ist der Gott unserer Zeit“.²²

Als er bei Goethes hohem Alter ein baldiges „Ende der klassischen
Kunstperiode“ begrüßte, hat der noch junge Dichter eine neue Zeit „der
Begeisterung und der That“ angekündigt, die auch eine neue Kunst ge-
bären werde, welche in „begeistertem Einklang“ mit ihrer gesellschaftli-
chen Gegenwart sein werde. Was der Gealterte und Erfahrene nunmehr
bilanziert, ist nicht die wahrhafte Erneuerung, sondern die Kommerzia-
lisierung von Kunst - die Fesselung an den Markt, die Unterwerfung
unter den Geschmack eines kaum sachverständigen Publikums, der
Kunstverfall infolge effekthaschender Anpassung und reklamehafter
Manipulation. „Kramladen“, „Butikenthum“, „Spießbürgerlichkeit“ lau-
ten jetzt Heines Bezeichnungen für den neuen Epochengeist und viele
seiner Ausflüsse im Kunstbetrieb.

Aus wenig Geld mehr Geld zu machen, ist eine „Kunst“, die die berufe-
nen Erben der wirklich großen Kunstleistungen der Menschheit selten
beherrschen und die auch dem Geistkämpfer Heine verschlossen bleibt -
trotz der erwähnten Bemühungen an der Börse. Charakteristisch ist sein
Verhältnis zur mächtigsten Bankdynastie Europas. An James Rothschild
schreibt er im Brustton des selbstsicheren Geldmannes, der sich an einer
Anleihe von „fünfhundert Millionen so hoch als möglich“ beteiligen
will: „Da ich aus Erfahrung Ihre große Capazität und auch Ihr großes
Glück in allen Bankoperationen kenne, so übertrage ich Ihnen meine
Interessen mit vollem Vertrauen, und zweifle nicht, daß sie dieses Ge-
schäft zu meiner Zufriedenheit ausführen.“²³ Das soll ein Witz sein. Der
jüdische Dichter in seiner Matratzengruft, der den jüdischen Bankier in
seinem Finanzpalast um eine günstige Beteiligung anschnorrt, mimt den
jovialen Auftraggeber - eine Maske, hinter der er sein Elend nicht lange
verstecken mag. „In allem Ernste aber, Herr Baron [...]. Ich bin krank
wie ein Hund, arbeite wie ein Pferd und bin arm wie eine Kirchenmaus.“
Dabei muß Heine sogar den Unmut Rothschilds fürchten, weil er gerade
ihn im Buch „Lutezia“ als die Personifikation der Kapitalmacht über
Regierungsgeschäfte und Eisenbahnen, Zeitungswesen und Amüsierge-

werbe, Wissenschaften und Künste spöttisch glorifiziert. In einer Epoche des Finanzkapitals, in der es keinen Platz mehr für antikes Heldentum und Heroen gebe, seien Leute wie Rothschild die „Helden des Tages“. Sie würden ihre Rolle ebensogut spielen wie jener verstorbene Römer, dessen Grabinschrift Heine zitiert: „Hier ruht Straberius - er war anfangs gar nichts, er hinterließ jedoch 300 Millionen Sestertien, er hat sich sein Lebtag nicht mit Philosophie abgegeben; folge seinem Beispiel, und du wirst dich wohlbefinden.“²⁴

Dennoch bedarf diese Gesellschaft von Zeit zu Zeit eines Helden in Uniform. Zumal in Zeiten von Arbeiterunruhen, bei denen die jeweils amtierende „politische Klasse“ der Eigentümer einige Mühe hat, ihren Klassenauftrag der „Ordnung und Sicherheit“ zu erfüllen. Der Verfasser der „Lutezia“ plaziert dieses Problem in seinen Bericht vom 20. Mai 1840, wo er zunächst die Nachricht vermittelt, daß der Leichnam Napoleons I. von seiner Verbannunginsel Sankt Helena nach Paris überführt und unter der goldenen Kuppel des Invalidendoms bestattet werde. Daran knüpft er eine Bemerkung, die damals Prognose war, sich aber inzwischen - unter dem Gewicht der Tatsachen von 1852 - als ganz und gar richtig erwiesen hat: „[...]Leichter wäre es in Frankreich ein Bonapartisten-Regiment als eine Republik wieder zu begründen. Die Franzosen, aller republikanischen Eigenschaften baar, sind ihrer Natur nach ganz bonapartistisch.“²⁵

Ist dies eine Wiederholung der bekannten Kritik, wonach es in Frankreich „keine Republikaner“ gibt? Oder läßt Heine hier Vorsicht walten, indem er eine offene Konfrontation mit dem wiederum herrschenden Kaisertum meidet und zu dessen Gunsten behauptet, daß zwischen dem Bonapartismus und dem französischen Nationalcharakter eine Affinität bestehe? Denn sicher ist: Er hat an diesem Punkt seinen Urtext von 1840 frisiert. Dort nämlich besagt die scharf formulierte und genau adressierte Voraussage: „[...]daß es leichter ist in Frankreich ein Bonapartistenregiment zu stiften; gegen ersteres würde weder die Bourgeoisie noch die Armee so großen Widerstand leisten, wie gegen die Republik. Der Bourgeoisie liegt nur an einem sichern Schutzvogt des Eigenthums. Und gar die Armee - in dem Schrei vive l'Empereur! liegen so viele funkelnde Epaulette, so viele Herzogsuniformen, so viele Contributionen, kurz der glänzendste Köder der Raubsucht und Eitelkeit.“²⁶ Die Funktion sämtlicher Diktaturen, die auf der vom Kapital dominierten bürgerlichen Gesellschaft erwachsen und das Leben in der „Moderne“ fortan tödlich ge-

fährden werden, ist durch Heine bereits 1840 enthüllt! In seiner neuen und letzten Fassung wählt er freilich den gemäßigten, die Provokation verschleiern den Text. Dabei ist schwer zu sagen, ob ihm nachrevolutionäre Enttäuschung oder Rücksicht auf die drückenden Presseordnungen des Bonapartismus die Feder führt.

Taktische Verhüllung und Zweideutigkeit sind allerdings bei Heine fast immer Methode einer subversiven Schreibweise, die hinter den besitzbürgerlichen Gesellschaftszuständen die Drohung einer neuen Revolution aufscheinen läßt. „Hier in Frankreich herrscht gegenwärtig die größte Ruhe. Ein abgematteter, schläfriger, gähnender Friede. Es ist alles still, wie in einer verschneiten Winternacht. Nur ein leiser, monotoner Tropfenfall. Das sind die Zinsen, die fortlaufend hinabträufeln in die Capitalien, welche beständig anschwellen; man hört ordentlich wie sie wachsen, die Reichthümer der Reichen. Dazwischen das leise Schluchzen der Armuth. Manchmal auch klirrt etwas, wie ein Messer, das gewetzt wird.“²⁷

4. Die soziale Bewegung

Wie denn, so fragt dieser Zeitgenosse, der „Freiheit“ und „Gleichheit“ noch immer nicht verwirklicht sieht, aber seinen Tod vor Augen hat - wie wird es weitergehen? Nachdem nun die Deklarationen des Liberalismus in Gesellschaftlichkeit umgesetzt, die freie Mobilität des Kapitals und die verfassungsmäßige Repräsentanz der Besitzenden verwirklicht sind: Ist jetzt die Geschichte zu Ende? - Oder zeigt sich noch irgendwo eine Alternative, von Kräften getragen, die den Traum sozialer Gerechtigkeit, die egalitären Illusionen oder Utopien der einstigen Großen Revolution bewahren, vielleicht gar realisieren wollen?

Als der Dichter vor gut zwei Jahrzehnten in das Exil nach Frankreich kam, mochte er die gesellschaftspolitischen Resultate der Revolutionen von 1789 und 1830 nicht für die wirkliche Erfüllung der „Freiheit! Gleichheit! Brüderlichkeit!“ halten. Er fragte und suchte beständig nach einer Alternative. In der sozialistischen Schule der Saint-Simonisten schärfte er sein Verständnis für die Industrielle Revolution und die soziale Frage, relativierte er zugleich die Idee der französischen Spätjakobiner und des deutschen Demokraten Ludwig Börne, wonach die Erschaffung einer Republik das Allheilmittel gegen die politischen und sozialen Mißstände sein sollte. An das sozialkritische Schlagwort von

der „Exploitation de l'homme par l'homme“ knüpfte er die Ansicht, daß dem Hungerdasein der Paupers und der Proletarier nicht durch eine weitere Revolution und die radikale Erfüllung des Prinzips der „Volkssouveränität“ beizukommen sei. Seitdem nämlich, so hat er argumentiert, „durch die Fortschritte der Industrie und der Oeconomie es möglich geworden, die Menschen aus ihrem Elende herauszuziehen“²⁸, könnten soziale Reformen in der bürgerlichen Gesellschaft Besseres leisten als jede revolutionäre Aufwiegelung gegen die Monarchie und für die republikanische Staatsform.

Doch in den „Lutezia“-Briefen zeigt sich nunmehr ein Autor, der auf den Saint-Simonismus keineswegs festgelegt ist. Die frühe Überzeugung, daß der Begriff der „Aristokratie“ hinfort nicht mehr den Geburtsadel bezeichne, sondern „alle diejenigen, [...]die auf Kosten des Volkes leben“²⁹, hat ihn schließlich 1840 eine andere Alternative wahrnehmen lassen. Und ebendiese nennt er jetzt abermals, sogar trotz der polizeilichen Zwänge des bonapartistischen Kaisertums: die „neuen Doktrinen der socialen Revolution“!

Noch inmitten der Manuskriptbearbeitung heißt es in einem Brief an Campe: „Der Held meines Buches, der wahre Held desselben ist die sociale Bewegung.“³⁰ Blättern in seinen alten Papieren hat er gefunden, daß schon zu Anfang seiner Augsburger Artikel, kaum, daß über König, Minister und Parlament berichtet worden, auch von deren Antagonisten die Rede war. Ein l'homme des lettres, der er nun einmal ist, erinnert er sich, im Faubourg Saint-Marceau danach gefragt zu haben, was Arbeiter lesen. Und er zählt Schriften auf, die „wie nach Blut rochen“: neue Ausgaben der Reden Robespierres, der Paphlete Marats, obendrein die von Buonarrotti überlieferte Lehre und Verschwörung des Kommunisten Gracchus Babeuf. Er berichtet von Liedern, die „in der Hölle gedichtet“ zu sein schienen: „[...]In jenen ungeheuern Werkstätten, wo Metalle verarbeitet werden, und die halb nackten, trotzig Gestalten während des Singens mit dem großen eisernen Hammer den Tact schlagen auf dem dröhnenden Amboß. [...] Nichts als Leidenschaft und Flamme!“³¹

Der ewig provozierende Bürgerschreck hält sich im Rückblick aus dem Jahre 1854 zugute, daß er die „Ungethüme, denen die Zukunft gehört“, nicht - wie damals üblich - durch ein „Verkleinerungsglas“ gesehen hat. Dem Schlamm der Gesellschaft entstiegen, seien sie den „furchtbarsten

Krokodilen“ vergleichbar gewesen. Im Tagesbericht von 1841, den er jetzt ebenfalls ins Buch übernimmt, heißen diese „Ungethüme“ freilich ganz anders: „die jüngsten und verzweiflungsvollsten, verwahrlosten und enterbten Kinder der Revolution“³². Heine sieht in ihnen nichts Geringeres als die neuen Träger der 1789 begonnenen Umwälzung. Ein wiederum deutliches Indiz, daß seine Revolutionserwartung durch die liberalistisch verfaßte und regulierte Gesellschaft nicht befriedigt ist. „Nein, *die Revolution ist noch eine und dieselbe, wir haben erst den Anfang gesehen*, und viele von uns werden die Mitte nicht überleben!“³³

Wenn in der Weihnachtszeit hinter den Schaufenstern die Luxuswaren zum Kauf verlockten, hat Heine früher noch mit gesunden Beinen die Straßen und die gläsernen Passagen Lutetias durchstreift und in Gesichter geblickt, die zu den glänzenden Gegenständen einen „unheimlichen Kontrast“ bilden. Diese Menschen könnten einmal, so denkt er, mit geballten Fäusten dreinschlagen und „all das bunte, klirrende Spielzeug der vornehmen Welt“ zertrümmern. Aus dieser Besorgnis ist ihm die Überzeugung erwachsen: „[...]daß früh oder spät die ganze Bürgerkomödie in Frankreich mit sammt ihren parlamentarischen Heldenspielern und Comparsen ein ausgezischt schreckliches Ende nimmt und ein Nachspiel aufgeführt wird, welches das Communistenregiment heißt!“³⁴ Die Redaktion der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ hat damals an dieser Stelle einen Zusatz gemacht, den Heine bei seiner jetzigen Durchsicht übernimmt. Vielleicht geschieht es unter dem Eindruck der blutig niedergeschlagenen Juni-Insurrektion, daß nunmehr auch Heines eigene Formulierung besagt: Dieses „Nachspiel“ könne nicht lange dauern, aber es werde die „Gemüter erschüttern und reinigen“, also im Sinne der alten Griechen eine „echte Tragödie“ sein.³⁵ Datiert auf den 11. Dezember 1841, ist dies die Textstelle, wo zwischen den Ansichten der kommunistischen Sozialrevolutionäre und den sozialistischen Reformideen der Saint-Simonisten und Fourieristen unterschieden wird. Es sind die Ideen des hingerichteten Babeuf und des immerfort eingesperrten Auguste Blanqui, an die der Berichterstatter anknüpft: „Die Propaganda des Communismus besitzt eine Sprache, die jedes Volk versteht: die Elemente dieser Universalsprache sind so einfach, wie der Hunger, wie der Neid, wie der Tod. Das lernt sich so leicht!“³⁶ Seitdem ziehen sich Arbeiterfrage und französischer Kommunismus beständig durch Heines

Texte: „Solche Hindeutungen sind vielleicht wichtiger als alle Mitteilungen über Wahlumtriebe, Parteihader und Cabinettsintrigen.“³⁷

Auch die französischen Kommunisten erklären sich für eine Republik. Doch Heine erkennt, daß deren Bestreben ein ganz anderes Ziel verfolgt als die an der Staatsmacht nicht beteiligt gewesenen Schichten des mittleren Bürgertums und der kleinbürgerlich-demokratischen Republikaner, der verspäteten Nachfahren des Jakobinertums von 1793. Vor einer Republik von der „früheren Sorte“, selbst vor ein „bißchen Robespierismus“ habe die Bourgeoisie keine große Furcht - solange nur die bestehenden Eigentumsrechte geachtet und geschützt bleiben. Die gesamte Bourgeoisie aber hege eine „instinctmäßige“ Angst vor demokratischen Umsturzversuchen, weil sie ahne, „daß die Republik heutzutage nicht mehr die Principien der neunziger Jahre vertreten möchte, sondern nur die Form wäre, worin sich eine neue, unerhörte Proletarierherrschaft mit allen Glaubenssätzen der Gütergemeinschaft geltend“ mache.³⁸

Dennoch werde es die Bourgeoisie selbst sein, die in der Zukunft durch Nationalismus und Staatenkonflikte den befürchteten Umsturz heraufbeschwöre: Zwischen Deutschland und Frankreich, den „beiden edelsten Völkern der Civilisation“, werde ein „gräßlicher Zerstörungskrieg“ ausbrechen - der allerdings nur der „erste Act“ eines noch größeren historischen „Spectakelstücks“ sei. „Der zweite Act ist die europäische, die Welt-Revolution, der große Zweikampf der Besitzlosen mit der Aristokratie des Besitzes, und da wird weder von Nationalität noch von Religion die Rede sein: nur Ein Vaterland wird es geben, nämlich die Erde, und nur Einen Glauben, nämlich das Glück auf Erden.“³⁹ In der „Allgemeinen Zeitung“ findet sich anstelle des Begriffs „Welt-Revolution“ das minder bedeutungsschwere Wort „Welterschütterung“ - wie denn überhaupt dieser Bericht vom 12. Juli 1842 damals nur nach einschneidenden Zensurquerelen erschienen ist. Jetzt aber, ein Jahrzehnt später, spricht der Verfasser abermals von der „Welt-Revolution“, die nunmehr ein unmißverständlicher Terminus jener sozialrevolutionären Strömung ist, der ausgerechnet sein junger Sekretär Richard Reinhardt als Mitglied angehört: des „Bundes der Kommunisten“. Grüße von Dr. Karl Marx aus Köln und London, Briefe von Georg Weerth aus Hamburg sind ihm wiederholt zugegangen. Eine nahe Bekanntschaft, die allerdings Heines Urteilsweise keineswegs eine Fessel anlegt. Heißt doch der weitere Text über die kommunistische Zukunftsgesellschaft: „Es wird vielleicht alsdann nur Einen Hirten und Eine Herde geben, ein freier

Hirt mit einem eisernen Hirtenstabe und eine gleichgeschorene, gleichblökende Menschenheerde!“⁴⁰

Obwohl Heine für reale „Égalité“ und für „Fraternité“ streitet, obwohl er ihre Verweigerung durch die Bourgeoisie als einen Mangel an „Liberté“ in der bürgerlichen Gesellschaft anprangert - seine geniale Individualität, sein Denken und Künstlertum, widersetzt sich einer jeden Art von Gleichmacherei, von Indienststellung und Disziplinierung. Seit seinem Bruch mit dem Republikaner Börne und dessen plebejischen Gesinnungsfreunden ist er im höchsten Grade allergisch gegen die Zumutung, nur eine politische Funktion zu erfüllen, Literatur und Künste vor den Karren einer Partei zu spannen. Selbst den Saint-Simonisten hat er sich entfremdet, sobald sie von den Künsten propagandistische Dienste für ihre Zukunftsvisionen verlangten. Kein Wunder, wenn er nivellierenden Gleichheitskonzepten französischer Kommunisten eine Absage erteilt. Aber - es bleibt zu ergründen, ob sich in Heines beißender Ironie eine ganz wesensverschiedene Auffassung und Beantwortung der sozialen Frage manifestiert.

Wann immer Heine über den Zusammenhang von Arbeiterleben und Kommunismus geschrieben, hat die Augsburger Zensur nach Schere und schwarzer Farbe gegriffen. In seiner Matratzengruft stellt der literarisch Gemaßregelte nun auch jenen damals veränderten Text wieder her, den er am 17. September 1842 über England verfaßt hat. Gilt das Inselreich als die Wiege der Industriellen Revolution, so ist von dort auch die zyklische Wirtschaftskrise gekommen, die den Warenabsatz drosselt, die Produktion senkt, die Lage der arbeitenden Klassen verschärft. „Es gibt in der ganzen Schöpfung kein so hartherziges Geschöpf wie ein Krämer, dessen Handel ins Stocken gerathen, dem seine Kunden abtrünnig werden und dessen Waarenlager keinen Absatz mehr findet.“⁴¹ An England vor allem erkennt dieser Kritiker, wie sehr „merkantilische Interessen“ die Innen- und Außenpolitik beherrschen. Und die soziale Bewegung, die er in Frankreich teils legal findet, teils aber im Untergrund aufspüren muß, zeigt sich jenseits des Ärmelkanals in einem noch anderen Licht.

Es ist der Nationale Chartisten-Verband, der eine britische Wahlrechts- und Parlamentsreform propagiert und 1842 für eine diesbezügliche Petition nicht weniger als 3 315 000 Unterschriften gesammelt hat. Wohl hält Heine eine rein politische Reform zur Lösung der sozialen Frage für zweifelhaft. Von Gesetzbüchern werde der Mensch ebensowenig satt wie

von Kochbüchern. Trotzdem könnte, so denkt er, die Erneuerung des Wahlrechts und der Vertretungsinstitutionen der Nation ein Mittel sozialer Emanzipation werden. Bislang saßen im Parlament nur die Reichen, die für die Interessen ihrer eigenen Besitztümer sorgten; durch die Reform aber würden auch Arbeitervvertreter ins Parlament kommen. Und dort könnten sie für die Arbeitskraft ebenfalls ein „Eigentumsrecht“ in Anspruch nehmen: „Die Arbeit ist das Eigentum des Volks, und die daraus entspringenden Eigentumsrechte sollen durch das regenerierte Parlament sanctionirt und geschützt werden.“⁴²

Den sozialen Kern des Chartismus freilegend, gipfelt Heines parteinehmender Kommentar in der weitsichtigen Bemerkung: „Ein Schritt weiter und diese Leute sagen, *die Arbeit sei das Recht des Volks*; und da dieses Recht auch die Berechtigung zu einem unbedinglichen Arbeitslohne zur Folge hätte, so führt der Chartismus, wo nicht zur Gütergemeinschaft, doch gewiß zur Erschütterung der bisherigen Eigentumsidee, des Grundpfeilers der heutigen Gesellschaft, und in jenen chartistischen Anfängen läge, in ihre Consequenzen verfolgt, eine sociale Umwälzung, wogegen die französische Revolution als sehr zahm und bescheiden erscheinen dürfte.“⁴³ - Das freilich ist weniger aus englischem als aus französischem Geiste formuliert. Dort zählen „Recht auf Arbeit“ und „Organisation der Arbeit“ längst schon zur sozialpolitischen Rüstkammer; sie füllen dank überall gleicher Arbeiterinteressen den grenzüberschreitenden Diskurs einer proletarischen Emanzipation. „Die französischen Communisten stehen überhaupt auf demselben Standpunkt mit den englischen Fabrikarbeitern, nur daß der Franzose mehr von einer Idee, der Engländer hingegen ganz und gar vom Hunger getrieben wird.“⁴⁴

Heine fügt den „Lutezia“-Berichten einen Anhang bei, dessen Text auf den 15. Juni 1843 datiert und damals von den Augsburger Redakteuren in Gänze abgelehnt worden ist: „Communismus, Philosophie und Cleri-sei“. Da spricht er von jenem Häuflein Galiläer, der frühen Christengemeinde also, deren Mitglieder anfangs von den Römern verbrannt wurden - bis diese Menschenfackeln weithin Funken streuten, die alte Römerwelt in Flammen aufging und das Christentum siegte. Er habe in seinen Pariser Berichten, fährt er fort, „sehr oft von einer kleinen Gemeinde gesprochen, die, der *Ecclesia pressa* des ersten Jahrhunderts sehr ähnlich, in der Gegenwart verachtet und verfolgt wird[...]“.⁴⁵

Gern würde er den Trümmern des Saint-Simonismus⁴⁶ und den noch frisch wirkenden Fourieristen dieselbe Aufmerksamkeit widmen: „[...]aber diese ehrenwerthen Männer bewegt doch nur das Wort, die sociale Frage als Frage, der überlieferte Begriff, und sie werden nicht getrieben von dämonischer Nothwendigkeit, sie sind nicht die prädestinirten Knechte, womit der höchste Weltwille seine ungeheuren Beschlüsse durchsetzt.“⁴⁷

Der alte Hegelianer, der neuerdings wieder freundlich von seinem philosophischen Lehrmeister denkt, überträgt die Geschäftsführung des „Weltgeistes“ von Napoleon Bonaparte - der historisch letzten Heroengestalt - auf die Proletarier und ihre linksintellektuellen Vordenker. Er nennt „Armuth“ das Los dieser „großen Menschheitshelfer“ - nicht bloß als ein „Antrieb zu tieferer Forschung“ und ein „stärkendes Stahlbad der Geisteskräfte“, sondern auch als eine „empfehlende Annonce für ihre Lehre“. Denn wie gewaltig der Industrialismus auch um sich greife: man kenne die „unsauberen Quellen“, woraus bei vielen die Reichtümer geflossen, so daß die Armut bei ausgezeichneten Personen ein „wahrer Ehrentitel“ sei. „Freilich“, so läßt er einen fiktiven Feind sarkastisch lächelnd erwidern, „das macht dem gepriesenen Lande der Intelligenz keine sonderliche Ehre, und das würde gewiß nicht bei uns in Deutschland passiren: die Regierung würde bei uns die Leute von solchen Grundsätzen gleich unter ihre besondere Obhut nehmen und ihnen lebenslänglich freie Kost und Wohnung geben.“⁴⁸

5. Das politische Testament

Deutschland scheint nach der gescheiterten Revolution tatsächlich von Gefängniswärtern und stummgewordenen Inhaftierten bewohnt. Das Buch „Lutezia“, das der Autor den „Erweckern des politischen Lebens“ zugedacht hat, bleibt erfolglos. Staatsnahe Rezensenten, die für Öffentlichkeit stehen, fühlen sich bestenfalls durch Heines Witz amüsiert, erklären aber seine Gegenstände als „längst in Vergessenheit“ geraten. Von „politischer Einsicht“, von „Gesinnung und Überzeugung“ könne bei ihm „durchaus keine Rede“ sein.⁴⁹ Und prompt sind die Deutschtümmler wieder zur Stelle, um den Juden, haltlosen Ironiker, frankophilen Schwarmgeist und wiederum „Vaterlandsverräter“ anzuschwärzen.

Da festigt sich in Heine der Gedanke, sein Buch auch in französischer Sprache zu publizieren. „Wer keine große, ungeheure Anerkennung in Frankreich sich erworben hat, darf sich keiner europäischen Reputazion rühmen.“⁵⁰ Michel Lévy frères, ein jüdischer Verlag in Paris, übernimmt die Herausgabe, und Reinhardt besorgt die Rohübersetzung. Obwohl der Autor selbst kaum mehr sprechen, also nicht diktieren kann, redigiert er während des Winters diesen französischen Text. Er beendet die Arbeit am 30. März 1855 mit einer „Préface“, einer Vorrede, die von den Heine-Forschern jedweder Gesinnung als das „politische Testament“ des Dichters anzusehen ist.⁵¹ Was nun bleibt als Botschaft - zehn Monate vor dem Tod?

Schon die erklärte Absicht, die Briefe, die er für die „Allgemeine Zeitung“ geschrieben, nicht in „verstümmelter Gestalt“ der Nachwelt überlassen zu wollen, bekundet eine Art letzten Willens: „Wer [...] den Geist meiner Worte auffaßt, wird darin die strengste Einheit der Absichten und eine unwandelbare Liebe für die Sache der Menschheit, für die demokratischen Ideen der Revolution, überall erblicken.“⁵² Nahezu fröhlich erinnert er sich an seine Taktik des „publizistischen Freibeuters“, der eine „gute Ladung“ in die „Häfen der öffentlichen Meinung“ hineinschmuggelte. Und es sind zwei „bedenkliche Themen“, die er jetzt ausdrücklich als seine Konterbande bezeichnet. Zunächst die Sache der Republikaner, die aber dem Autor einen Mangel an Parteinahme vorwarfen und dabei verkannten, daß er ihre „moralische Überlegenheit“ fortwährend dem „gemeinen Übermuth [...] der herrschenden Bourgeoisie“ entgegenstellte.⁵³ In noch höherem Grade bedenklich sei ein anderes Thema gewesen: „die Sozialisten oder um das Schreckniß bei seinem rechten Namen zu nennen, die Communisten“. Gerade diesen habe er eine „gute Reklame“ gemacht.

„Communismus“ bleibt dann das beherrschende Thema. Das Geständnis von dessen Zukünftigkeit habe er, Heine, meist mit dem Ausdruck größter Besorgnis gemacht - und das sei keinesfalls eine Maske gewesen. „In der Tat, nur mit Grauen und Schrecken denke ich an die Zeit, wo jene dunklen Bilderstürmer zur Herrschaft gelangen werden: mit ihren rohen Fäusten zerschlagen sie alsdann erbarmungslos alle Marmorbilder der Schönheit, die meinem Herzen so teuer sind[...].“ Sie würden seine Lorbeerwälder roden und Kartoffeln pflanzen, sein „Buch der Lieder“ zu Tüten verwenden, um Kaffee und Schnupftabak für die alten Weiber der

Zukunft hineinzuschütten. „Ach! das sehe ich alles voraus, und eine unsägliche Betrübnis ergreift mich, wenn ich an den Untergang denke, womit das siegreiche Proletariat meine Gedichte bedroht, die mit der ganzen alten romantischen Weltordnung vergehen werden. Und dennoch, ich gestehe es freimüthig, übt ebendieser Communismus, so feindlich er allen meinen Interessen und Neigungen ist, auf mein Gemüth einen Zauber, dessen ich mich nicht erwehren kann[...].“⁵⁴

Zwei Stimmen sprächen beständig in seiner Brust. Die erste sei die unbestechliche Stimme der Logik, die ihn mit einem „schrecklichen Syllogismus“ behexe. Könne er die Prämisse nicht widerlegen, „daß alle Menschen das Recht haben zu essen“, so müsse er auch alle Folgerungen anerkennen. Er laufe Gefahr, darüber den Verstand zu verlieren - und am Ende erfasse ihn ein verzweiflungsvoller Großmut, so daß er ausrufe: „Sie ist seit langem gerichtet, verurteilt, diese alte Gesellschaft. Mag geschehen was recht ist! Mag sie zerbrochen werden, diese alte Welt, wo die Unschuld zugrunde ging, wo die Selbstsucht gedieh, wo der Mensch vom Menschen ausgebeutet wurde! [...] fiat justitia, pereat mundus!“⁵⁵

Die zweite Stimme sei die des Hasses. Sie wende sich gegen einen Feind, den er gemeinsam mit den Kommunisten bekämpfe. „Ich rede von der Partei der sogenannten Nazionalität in Deutschland, von jenen falschen Patrioten, deren Vaterlandsliebe nur in einem blödsinnigen Widerwillen gegen das Ausland und die Nachbarvölker besteht und die namentlich gegen Frankreich täglich ihre Galleausgießen.“⁵⁶ Jetzt, da das Schwert der Hand des Sterbenden entsinke, fühle er sich getröstet, daß die Kommunisten dem Nationalismus künftig den Gnadenstoß versetzen müßten: Denn sie seien um ihrer selbst willen dem „absolutesten Cosmopolitismus“ verpflichtet - „einer allgemeinen Völkerliebe, einer auf Gleichheit beruhenden Verbrüderung aller Menschen, freier Bürger dieses Erdballs“.⁵⁷

Dieser Jünger der Aufklärung, Parteigänger der Französischen Revolution, der ein Leben lang für „Liberté! Égalité! Fraternité!“ gestritten hatte - er wagte es also, die Verwirklichung der Menschenrechte und der Völkersolidarität auf die noch ungefüge proletarische Emanzipationsbewegung zu übertragen. Daß der Nationalismus vernichtet und die Idee des Weltbürgertums triumphieren werde, nannte er seine „Überzeugung“, wobei er doch richtiger von Glaube und Hoffnung hätte sprechen müssen. Sie mochten ihm das lange und elende Sterben leicht

ter machen, erfüllten ihn - jedenfalls nach seinen eigenen Worten - mit der Beruhigung, „ohne Sorge diese Welt verlassen“ zu können.

Zuvor aber sollte er bei allen Widrigkeiten des Niedergangs noch Freude erfahren. Ich denke jetzt nicht an Elise Krienitz, die „liebliche Mouche“ und den um ihren Besuch bittenden „Nebukatnetzar“, ehemals „königlich preußischen Atheisten, jetzt aber Lotosblumenanbeter“ - vielmehr sei an ein geistvolles und großzügiges Lesepublikum erinnert. Nachdem nämlich „Lutèce. Lettres sur la vie politique, artistique et social en France“ im April 1855 erschienen war, rühmten französische Rezensenten den „Sozialisten Heine“, den genialen Schriftsteller von Voltaireschem Esprit und hervorragender Fähigkeit zu politischer Prognose. Kein anderes Werk vermochte den Ruhm des Publizisten und Dichters in Frankreich so zu begründen wie dieses. Noch im selben Jahr erschien eine zweite Auflage; sieben weitere folgten bis 1871, dem Jahr der Pariser Kommune.

Heinrich Heine starb am frühen Morgen des 17. Februar 1856.⁵⁸ Wie viele, die durch Geist und Tat die Menschenwelt glücklicher gestalten wollten, hatte auch er den Horizont seiner Utopie verkürzt gesehen, hatte er Zeit und Raum der Geschichte zu knapp oder überhaupt zu optimistisch bemessen. Bis zuletzt dem Fortschrittsglauben verhaftet, mochte er nicht wissen oder ahnen, wie labyrinthisch der Weg in die Zukunft führte - daß also bis heute weder der Nationalismus überwunden noch der geschwisterliche Bund aller Menschen und Völker begründet ist. So teilt unser Dichter die beständige Utopie und die bisherige Tragik mit allen, die mit ihm und nach ihm für diese Ziele stritten und streiten. Ein Bruder in solchen Mühen, hat er sich selbst in der Kette der Generationen gesehen. Er hat sich bei sinkender Lebenskraft aber auch eine „Verlorene Schildwacht“ oder ein „Enfant perdue“ genannt:

„Verlorner Posten in dem Freiheitskriege,
Hielt ich seit dreißig Jahren treulich aus.
Ich kämpfe ohne Hoffnung, daß ich siege,
Ich wußte, nie komm ich gesund nach Haus.

Ich wachte Tag und Nacht - Ich konnt nicht schlafen,
Wie in dem Lagerzelt der Freunde Schar -
(Auch hielt das laute Schnarchen dieser Braven
Mich wach, wenn ich ein bißchen schlummrig war).

In jenen Nächten hat Langweil' ergriffen
 Mich oft, auch Furcht - (nur Narren fürchten nichts) -
 Sie zu verscheuchen, hab ich dann gepiffen
 Die frechen Reime eines Spottgedichts.

Ja, wachsam stand ich, das Gewehr im Arme,
 Und nahte irgendein verdächt' ger Gauch,
 So schoß ich gut und jagt ihm eine warme,
 Brühwarme Kugel in den schönsten Bauch.

Mitunter freilich mocht es sich ereignen,
 Daß solch ein schlechter Gauch gleichfalls sehr gut
 Zu schießen wußte - ach, ich kann's nicht leugnen -
 Die Wunden klaffen - es verströmt mein Blut.

Ein Posten ist vacant! - Die Wunden klaffen -
 Der eine fällt, die andern rücken nach -
 Doch fall ich unbesiegt und meine Waffen
 Sind nicht gebrochen - nur mein Herze brach.“⁵⁹

Literatur

- ¹ Enfant perdue, in: Romanzero. Zweites Buch. Lamentationen. Lazarus XX. In: Heinrich Heine, Säkularausgabe. Werke, Briefwechsel, Lebenszeugnisse, hg. v. d. Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar u. d. Centre National de la Recherche Scientifique in Paris [im folgenden: Säkularausgabe], Bd. 3: Gedichte 1845 - 1856, Berlin - Paris 1986, S. 105.
- ² Alfred Meißner, Heinrich Heine. Erinnerungen, 2. Aufl. Hamburg 1856, S. 60.
- ³ Erklärung vom 15. Mai 1848, in: Allgemeine Zeitung, 23. Mai 1848. Beilage. In: Säkularausgabe, Bd. 10: Pariser Berichte 1840 - 1848, Berlin - Paris 1979, S. 279.
- ⁴ Heine an Julius Campe, Paris, 28. Januar 1852. In: Säkularausgabe, Bd. 23: Briefe 1850 - 1856, Berlin - Paris 1972, S. 175.
- ⁵ Heine an Gustav Kolb, Paris, 13. Februar 1852. Ebenda, S. 180 f.
- ⁶ Briefe von Helgoland, 10. August 1830. In: Heinrich Heine über Ludwig Börne. Säkularausgabe, Bd. 9: Prosa 1836 - 1840, Berlin - Paris 1979, S. 318.
- ⁷ Alfred Meißner, Ich traf auch Heine in Paris. Unter Künstlern und Revolutionären in den Metropolen Europas, hg. v. Rolf Weber, Berlin 1973, S. 246 f.
- ⁸ Heine an Gustav Kolb, Paris, 13. Februar 1852. In: Säkularausgabe, Bd. 23, a. a. O., S. 181 f.

- ⁹ Henner Montanus, *Der kranke Heine*, Stuttgart 1995.
- ¹⁰ Heine an Julius Campe, Paris 7. Juni 1852. In: *Säkularausgabe*, Bd. 23, a. a. O., S. 210.
- ¹¹ Heine an Maximilian Heine, Paris, 25. August 1852. Ebenda, S. 235; Heine an Gustav Heine, Paris, 8. September 1852. Ebenda S. 240.
- ¹² Heine an Julius Campe, Paris, 18. Juli 1854. Ebenda, S. 351.
- ¹³ Heine an Julius Campe, Paris, 7. März 1854. Ebenda, S. 307.
- ¹⁴ Zueignungsbrief. An Seine Durchlaucht, den Fürsten Pückler-Muskau. In: *Säkularausgabe*, Bd. 11: *Lutezia. Berichte über Politik, Kunst und Volksleben*, Berlin - Paris 1974, S. 10.
- ¹⁵ Heine an Julius Campe, Paris, 15. April 1854. In: *Säkularausgabe*, Bd. 23, a. a. O., S. 320.
- ¹⁶ *Lutezia. Erster Theil*, III. Paris, 9. April 1840. In: *Säkularausgabe*, Bd. 11, a. a. O., S. 18.
- ¹⁷ *Zweiter Theil*, XLV. Paris, 20. Juni 1842. Ebenda, S. 145.
- ¹⁸ *Zweiter Theil*, LVII. Paris, 5. Mai 1843. Ebenda, S. 182.
- ¹⁹ Ebenda, S. 183.
- ²⁰ *Erster Theil*, XI. Paris, 3. Juni 1840. Ebenda, S. 45.
- ²¹ Ebenda.
- ²² *Erster Theil*, XXXIII. Paris, 31. März 1841. Ebenda, S. 105.
- ²³ Heine an James Rothschild, Paris, 13. Januar 1855. In: *Säkularausgabe*, Bd. 23, a. a. O., S. 406.
- ²⁴ *Lutezia. Zweiter Theil*, LII. Paris, 4. December 1842. In: *Säkularausgabe*, Bd. 11, a. a. O., S. 163.
- ²⁵ *Erster Theil*, VIII. Paris, 20. Mai 1840. Ebenda, S. 37 f.
- ²⁶ Artikel vom 20. Mai 1840: Thiers und die Franzosen, in: *Allgemeine Zeitung*, 28. Mai 1840. Beilage. In: *Säkularausgabe*, Bd. 10: *Pariser Berichte 1840 - 1848*, Berlin - Paris 1979, S. 35.
- ²⁷ *Lutezia. Zweiter Theil*, LII. Paris, 4. December 1842. In: *Säkularausgabe*, Bd. 11, a. a. O., S. 163.
- ²⁸ Heine an Heinrich Laube, Paris, 10. Juli 1833. In: *Säkularausgabe*, Bd. 21: *Briefe 1831 - 1841*, Berlin - Paris 1970, S. 56.
- ²⁹ Vorrede zur franz. Ausgabe der „Reisebilder“. In: Heine, *Werke und Briefe*, Bd. 3, hg. v. Hans Kaufmann, Berlin 1972, S. 13.
- ³⁰ Heine an Julius Campe, Paris, 24. August 1852. In: *Säkularausgabe*, Bd. 23, a. a. O., S. 230.
- ³¹ *Lutezia. Erster Theil*, IV. Paris, 30. April 1840. In: *Säkularausgabe*, Bd. 11, a. a. O., S. 21.
- ³² *Erster Theil*, XXXIX. Paris, 28. December 1841. Ebenda, S. 130.
- ³³ *Erster Theil*, XXI. Paris, 3. October 1840. Ebenda, S. 76 [Hervorhebg. - HB].
- ³⁴ *Erster Theil*, XXXVII. Paris, 11. December 1841. Ebenda, S. 120.
- ³⁵ Ebenda. Zum redaktionellen Eingriff in der „Allgemeinen Zeitung“ vom 17. Dezember 1841, vgl. Gerhard Höhn, Heine - *Handbuch: Zeit, Person, Werk*, Stuttgart 1987, S. 386 ff.
- ³⁶ *Erster Theil*, XXXVII. Paris, 11. December 1841. In: *Säkularausgabe*, Bd. 11, a. a. O., S. 121.
- ³⁷ *Zweiter Theil*, XLV. Paris, 20. Juni 1842. Ebenda, S. 146.
- ³⁸ *Zweiter Theil*, L. Paris, 29. Juli 1842. Ebenda, S. 154.
- ³⁹ *Zweiter Theil*, XLVI. Paris, 12. Juli 1842. Ebenda, S. 147.
- ⁴⁰ Ebenda, S. 147 f.
- ⁴¹ *Zweiter Theil*, LI. Paris, 17. September 1842. Ebenda, S. 157.
- ⁴² Ebenda, S. 159 f.

- ⁴³ Ebenda, S. 160 [Hervorhebg. - HB.]
- ⁴⁴ Ebenda, S. 159.
- ⁴⁵ Anhang: Communismus, Philosophie und Clerisei. Paris, 15. Juni 1843. Ebenda, S. 220.
- ⁴⁶ Über die sozialistische Schule der Saint-Simonisten, der Heine einst anhing, schrieb er am 15. Juni 1855 einen sehr kritischen Kommentar: „Der größte Teil dieser Märtyrer lebt jetzt im Wohlstand; mehrere von ihnen sind Neomillionäre, und mehr als einer ist an die ehrenvollsten und einträglichsten Stellen gelangt - mit den Eisenbahnen kommt man schnell von der Stelle. Diese früheren Apostel, die das Goldene Zeitalter für die ganze Menschheit erträumt hatten, haben sich damit zufrieden gegeben, das Zeitalter des Silbers zu propagieren, die Herrschaft jenes silbernen Geld=Gottes, der der Vater und die Mutter von allen und allem ist - er ist vielleicht derselbe Gott, den man gepredigt hat mit den Worten: Alles ist in ihm, nichts ist außer ihm, ohne ihn ist man nichts. - Aber das ist nicht der Gott, den der Verfasser dieser Zeilen anbetet, ich ziehe ihm sogar jenen armen Gott von Nazareth vor, der keinen Pfennig besaß und der der Gott der Bettler und der Leidenden war.“ Vorrede zur 2. Aufl. von „De l'Allemagne“, zit. n. Heinrich Heine, Werke und Briefe, Bd. 7, a. a. O., S. 321.
- ⁴⁷ Anhang, a. a. O. In: Säkularausgabe, Bd. 11, S. 221.
- ⁴⁸ Ebenda, S. 226.
- ⁴⁹ Vgl. Höhn, Heine - Handbuch, S. 398.
- ⁵⁰ Heine an Julius Campe, Paris, 24. Oktober 1854. In: Säkularausgabe, Bd. 23, a. a. O., S. 387.
- ⁵¹ Lutèce. Préface. In: Säkularausgabe, Bd. 19: Lutèce, Berlin - Paris 1977, S. 12; dortselbst die in franz. Sprache publizierte Fassung, S. 11 - 17, sowie der deutschsprachige Entwurf, S. 239 - 244. Da letzterer unvollständig ist, erfolgen im Vorstehenden alle Zitate nach der deutschen Übersetzung in: Heinrich Heine, Werke und Briefe, Bd. 6, a. a. O., S. 242 - 249. [Jedoch wird Heines Schreibweise nach dem deutschen Originalentwurf wiederhergestellt: z. B. „Communismus“ statt Kommunismus].
- ⁵² Ebenda, S. 244 f.
- ⁵³ Ebenda, S. 245 f.
- ⁵⁴ Ebenda, S. 247.
- ⁵⁵ ebenda, S. 247 f.
- ⁵⁶ Ebenda, S. 248.
- ⁵⁷ ebenda.
- ⁵⁸ Alle biographischen Angaben im vorliegenden Beitrag folgen: Fritz Mende, Heinrich Heine. Chronik seines Lebens und Werkes, Berlin 1970.
- ⁵⁹ Siehe Anm. 1.

Summary

Helmut Bock: Heinrich Heine, the fatally ill poet, laid after the European revolutions of 1848 in his Parisian „Matratzengruft“. He went over his articles again - written between 1840 and 1843 for the Augsburg's „Allgemeine Zeitung“ - and he published them in a revised form in the book „Lutezia. Berichte über Politik, Kunst und Volksleben“ (Lutetia. Reports about politics, art and people's life), Hamburg 1854. In this book he struck a balance of the results of the French political revolutions since 1789 and the industrial revolution that came from Great Britain. Also he wrote his political testament in the famous introduction to the French edition of „Lutezia“ (Paris 1855) - ten months before his death. Heine followed the discerning judgement, that the society is dominated by the proprietors of capital and that even the constitutional-liberal state is organized in a new aristocratical way. He admits to „Égalité“ and „Fraternité“: understanding as social revolution of the working class and solidarity among the people's all over the world. But he resumes, that they are not realized yet.